7. September 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 202

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(5 Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Da erhob sich Anna. Leise öffnete sie die Tür. Ihre Augen suchten durch den fast dunklen Raum. Auf ihrem Bett sah sie die Schwester liegen, den Kopf in den Kissen. Schritt um Schritt ging sie auf sie zu und legte sich neben sie. Vorsichtig schmiegte sie ihren Arm um Carlas Hals. Ganz dunkel wurde es.

Dichter kuschelte sich Anna an die Schwester.

„Großchen, tut es sehr weh?"

Keine Antwort.

„Du hast ja geweint, Großchen."

Brüsk wandte sich Carla ab, den Arm der Jüngern stieß sie beiseite.

„Ja, ich habe geweint — geheult habe ich — aus Wut!"

„Du mußt nicht wütend sein."

„Aber ich bin's, Anna, ich bin's. Mein Stolz ist hin. Er — er gibt mir den Abschied. Ich ertrag's nicht."

Wieder kam Annas Arm, jetzt fester. Den Kopf der Schwester zog sie an sich, küßte sie.

„Hast du ihn denn geliebt?"

„Was weiß ich. Und wenn ich ihn liebte, vielleicht für Augenblicke, nun ist es gleichgültig. Beleidigt hat er mich jetzt, gekränkt hat er mich."

Kopf an Kopf lagen sie. Wieder redete die Jüngere der Aelteren gut zu.

„Ist es aber nicht besser so, Großchen? Wenn ihr euch doch nicht verstandet. Sollte er warten, bis du Schluß machtest?"

„Ja."

„Aber, wenn er sich nun quälte, nicht aus noch ein wußte."

„Konnte er es mir nicht selber sagen, nicht andeuten? Mir nicht den Weg öffnen zum Abschied? Dann hätten wir uns ruhig trennen können. Aber so — über Papa. Ich schäme mich, Anne." Und nach einer Weile: „Er ist feige."

„Krank ist er, Carla."

Da fuhr die Schwester auf. „Willst du ihn noch verteidigen?"

Die Kleine zuckte zusammen wie unter einem Schlage. „Nein — nein, aber so leid tut ihr mir, alle beide." Sie tastete im Dunkeln nach Carla, zog sie wieder sanft zu sich. „Komm, Großchen, wir wollen uns doch nicht zanken." Und als die Schwester nachgab, fuhr sie fort: „Ach, wie soll nun alles werden in der Josephinenstraße. Immer war es so friedlich. Und nun Hader und Streit." Jetzt kamen ihr die Tränen, kamen so heftig, daß der ganze junge Körper zuckte.

Da packte es auch Carla von neuem. Sie biß die Zähne zusammen, aber sie weinte doch. Eng schmiegte sie sich an Anna an. „Nur Hermann ist an allem schuld — er — er, ganz allein."

Die Jüngere widersprach nicht gleich. Sie weinte leise weiter, dabei aber streichelte sie vorsichtig die Schwester, den Kopf, den Rücken, die Arme. Eine so linde, beruhigende Hand hatte sie, weich und warm. „Armes Großchen." Und dann: „Liebe, gute Carla." Nur ein Flüstern war es. „Du mußt es nicht schwer nehmen; es wird sich alles schon wieder zurecht ziehen, schon wieder ruhig werden." Wie sie schmeicheln, wie sie trösten konnte. „Es ist ja nur die verkehrte Zeit, die ist an allem Unglück schuld. Nicht der Hermann allein. Du kannst dich darauf verlassen. Die Zeit. Die duldet eben keinen zufriedenen Menschen, die macht uns alle krank und elend und unglücklich."

Carla ließ sich streicheln. Das tat wohl. Ganz tief konnte sie schon wieder atmen; der Druck in der Kehle, der sie seit Vaters Eintreten in ihr Zimmer gequält hatte, schwand. Und mit ihm der Druck, der seit Tagen auf ihr lastete. Es hatte ja so kommen müssen. Nun war die Lösung da. Befreit fühlte sie sich. Nun brauchte sie nicht mehr zu handeln. Es war gut so.

„Ja — ja, die Zeit, Anna, du magst schon recht haben. Die Zeit." Leichthin sagte sie es. Ohne Nachdenken. Und dann: „Komm, wir wollen uns zurecht machen. So verheult können wir nicht zum Abendbrot gehen."

*

Graf Falkenberg hatte noch vor Tisch mit seiner Frau gesprochen und auch mit Christof. Die Sache sollte erledigt und begraben sein, vor den Töchtern nicht mehr erwähnt werden. „So wird Carla am besten darüber fortkommen. Sie macht ja immer alles am liebsten mit sich allein ab," hatte er zu seiner Frau gesagt, und zu Christof: „Sprich nicht darüber; nur keine misepetrigen Gesichter. Du weißt es eben, und damit ist es gut."

Wie alle Abende war es dann gewesen. Vater und Mutter hatten im Herrenzimmer gesessen, er mit der Zeitung, sie mit einem Buch. Nebenan im Musikzimmer die Kinder. Anna hatte sich sogar an den Flügel gesetzt und ein bißchen gespielt: erst Chopin und dann Bach. Da war Carla ans Harmonium gegangen und hatte die Schwester begleitet. Das tat sie gern und gut; auswendig spielte sie, fügte sich gefühlsmäßig dem Klavierspiel an. Nur gesprochen wurde wenig, und das Lachen fehlte.

Als aber Christof Anna verdrängen wollte, um

seine üblichen Tänze zu spielen, hatten die beiden Schwestern abgewinkt. „Nein — nein, Christof, heute nicht." Sonst tanzten sie gern abends ein paar Schritte.

Früher als sonst waren sie zum ersten Stock hinaufgestiegen, und die Gräfin hatte oben ihre Aelteste ein wenig fester an sich gezogen. „Schlaf gut, Carla, schlaf dir die Augen wieder klar."

Die Eltern hatten ein gemeinsames Schlafzimmer, das vom Ankleidezimmer des Grafen und dem Badezimmer eingefaßt war. Die Tür zwischen Schlaf- und Ankleidezimmer stand offen. Hin und her ging sonst das Gespräch, während sich die beiden entkleideten. Heute waren sie stumm.

Erst als sie nebeneinander in ihren Betten lagen und die Lampen gelöscht hatten, fing die Gräfin an.

„Es geht mir doch alles sehr im Kopf herum . . ."

„Mir nicht minder. Du kannst es mir glauben, Beate."

„Schön ist es auf jeden Fall nicht. Es bleibt doch ein bitterer Beigeschmack. Es ist eine Zurückweisung, eine Absage. Man mag es drehen und deuteln, wie man will. Es kränkt. Gerade weil es von Zimmers kommt."

„Das ist das wenigste. Aber du weißt, Beate, mir war die Verbindung doch auch eine Beruhigung. Hermann mag seine Schattenseiten haben, aber er ist ein anständiger Mensch, ein bissel schlapp gewiß, vielleicht zu jung für Carla. Das war wohl der Hauptfehler. Doch charakterlich einwandfrei. Und dann die äußerlichen Sicherheiten . . ."

„Gewiß, Friedrich. Carla war versorgt."

Ganz tief holte Graf Falkenberg Luft. „Gut versorgt — jawohl."

Eine Weile waren sie beide still. Dann sagte die Gräfin: „Du mußt ja nun wohl morgen nach Golmitz schreiben."

„Natürlich, das muß ich. Vater wird triumphieren: ich habe es gleich gesagt. Für seinen Liebling Carla war ihm Hermann von Zimmer nicht gut genug. Er übersieht ja auch die inneren, oder richtiger: die äußeren Gründe nicht. Er hat den Kopf im Sand und treibt Vogel-Strauß-Politik. Ist und bleibt der Grandseigneur, fährt Viere lang, als ob wir noch im tiefsten Frieden säßen. Als ich ihm die Lage der Dinge klar machen wollte, sagte er einfach: ‚Golmitz hat mit Adolfsruh und Falkenvorwerk und Golzenaue seine zwölftausend Morgen. Da muß genug rauskommen.' Ahnungslos ist er. Wenn er jetzt nicht den tüchtigen Wrangel hätte, säh es wohl noch böser aus."

„Das alte Lied . . ."

„Ja, das alte Lied. Dabei wäre wirklich aus Golmitz etwas herauszuholen, viel sogar. Nur umstellen müßte man die Wirtschaft. Modernisieren. Nicht immer noch wirtschaften, wie zu der Zeit, da Vater jung war. Aber er will nicht. Er ist ein Eisenkopf. Carla hat viel von ihm."

Nun stöhnte die Gräfin: „Ach — Carla."

„Sie wird sich schnell abfinden. Du wirst sehen, Beate. Zimmer will Hermann erst mal fortschicken. Nach München. Ich glaube, wir geben Carla auch eine Weile fort. Sie kann nach Golmitz. Das erleichtert alles. Ich möchte doch die Fäden zu Zimmers nicht abreißen lassen. Einmal: ich habe ihn wirklich gern. Dann aber auch: man kann nie wissen, ob man ihn nicht noch einmal bitter nötig braucht."

*

Wirklich, der Frühling war da. Er hatte lange auf sich warten lassen, jetzt kam er mit doppelter Macht. Die Sonne hatte schon in den Morgenstunden Kraft und holte Krokus, Schneeglöckchen und die ersten Veilchen aus der Erde. Die Sträucher, die längs der Eisengitter standen, die die drei großen Gärten in der Josephinenstraße trennten, setzten fast über Nacht dicke Knospen an.

Bretthauer harkte Rasenflächen und Wege, nagelte hinten am Borkenhaus ein paar Bretter fest, die sich gelockert hatten. Dann stand er lange vor dem Tor, das zum Falkenbergschen Grundstück führte und überlegte: sollte er in diesem Jahr die Angeln hier auch schmieren? Er wollte doch lieber die Frau Geheimrätin fragen. Ins Haus ging er zurück, bürstete sich die lockeren, feuchten Frühlingskrumen von den Stiefeln und stieg die Hintertreppe hinauf.

Frau von Zimmer hatte nur ein Lächeln. „Aber warum denn nicht, Bretthauer?"

„Ich meinte ja nur . . ."

„Natürlich bleiben die Türen hinten im Garten offen, zu Herrn Geheimrat Kähl und zum Grafen Falkenberg. Wie alle Jahre. Oelen Sie sie ruhig."

Sie sah dem alten Diener nach. Also die Dienstboten wußten auch schon . . . Trotzdem hier zu niemand gesprochen worden war und drüben bei Falkenbergs sicher auch nicht. Aber die Wände hatten seit je Ohren gehabt in der Josephinenstraße. Und der gute Bretthauer roch jedes Ereignis, oft wußte er früher Bescheid als die Herrschaft.

Aus der Garage holte sich Bretthauer die Oelkanne und ging von neuem in den Garten. Zuerst nach links zum Kählschen Tor. Das hing arg schief, seit Jahren schon, die Kinder hatten so viel auf ihm rumgeturnt, immer hin- und hergefahren waren sie. Ja — ja, das war noch eine schöne Zeit gewesen. Aber jetzt mußte er doch wohl mal mit Nägele sprechen, dem Chauffeur, es mußte gerichtet, herausgenommen und neu in den Angelhaken eingemauert werden. Ordnung mußte doch sein.

Die Oelkanne handhabte Bretthauer, dann probierte er; wirklich, das alte Tor lief noch ganz glatt, trotz seiner Schiefheit. Quer durch den Garten stiefelte er. Von den Büschen brach er hier und dort ein paar trockene Aeste. Und wirklich, da leuchtete es schon gelb mitten auf dem Weg: Löwenzahn, das Zeug mußte natürlich auch gleich wieder loswuchern, sobald die Sonne ein paar Stunden schien. Vorsichtig lockerte er das Unkraut nud zog es heraus. „Mit Stumpf und Stiel muß es weg," dachte er. Er nahm die Kanne wieder auf und schritt weiter.

Als er zur Falkenbergschen Seite kam, stand Anna am Tor.

„Guten Morgen, Komteß."

„Guten Morgen, Bretthauer. Schön Wetter heute."

„Sehr schön, Komteß." Ein bißchen verlegen war Bretthauer; man konnte doch nicht wissen, ob's der Herrschaft recht war, daß er mit der kleinen Gräfin sprach. Aber schließlich, die Tore sollten ja offen bleiben, hatte die Frau Geheimrätin gesagt. „Was machen Komteß denn da?"

„Ich wollte die Tür ölen. Sie ging voriges Jahr schon so schwer." Tief bückte sich Anna und versuchte mit der kleinen Oelkanne ihrer Nähmaschine das Tor in leichteren Gang zu bringen. Das Blut stieg ihr zu Kopfe, rot wurde sie.

„Lassen Sie mich's man lieber machen, Komteß, so geht's doch nicht. Anheben muß man die Tür, sonst kriegt man die Schmiere nicht zwischen's Eisen."

Nun richtete sich Anna auf, und Bretthauer bückte sich. Sie sah dem Diener zu.

„Die Veilchen blühen schon, Bretthauer."

„Jawohl, Komteß. Sie blühen schon. Und hinten am Borkenhaus ist auch wieder alles blau von den kleinen Dingern, von denen keiner so recht weiß, was es ist."

„Leberblümchen, Bretthauer."

(Fortsetzung folgt)

Der Untergang von Naphtadar

Die Ausführungen sind dem soeben in K. Thienemanns Verlag, Stuttgart, erschienenen Roman „Weltbrand von Morgen" von Werner Chomton entnommen. Preis RM. 3.20. Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung.

Die Stadt Naphtadar bleibt in dieser Nacht hell erleuchtet. Die Front ist ruhig, bei dem dichten Schneetreiben ist keine zehn Schritt weit zu sehen. Ein Bombenangriff ist also nicht zu befürchten.

Warum also soll man abblenden?

Es ist zwar Vorschrift, aber es gibt ja so viele Vorschriften, die unnötig scheinen. Und wie überall in der Welt — nicht um ausgeführt zu werden. So auch hier.

„Wenn der Japonez uns aufsuchen will, wird er uns finden, auch wenn wir vollkommen im Dunkeln liegen," ist die Meinung des Stadtkommandanten, als ihn einige Herren von der Leitung der Asneft auf die unvorschriftsmäßige Festbeleuchtung aufmerksam machen.

„Aber, meine Herren, durch die lückenlose Luftsperre, die wir um das ganze Industriegebiet gelegt haben, kommt kein Schwanz, darauf können Sie sich verlassen!"

Im Vertrauen auf diese tatsächlich mit allen Mitteln modernster Kriegstechnik aufgebaute Verteidigungsanlage begibt man sich zur Ruhe. Bei den Bohrtürmen, in den Raffinerien, in Fabriken und Werkstätten aber wird mit demselben intensiven Tempo weitergearbeitet wie am Tage.

Der leitende Ingenieur der hochempfindlichen Horchanlage auf den Höhen hat eben seinen Rundgang beendet. Es ist alles ruhig. Es schneit noch immer, also kann er sich ruhig ein Stündchen aufs Ohr legen. Ob er nun schon lange oder nur zehn Minuten geschlafen hat, als ihn das Alarmzeichen plötzlich aufjagt, kann er nicht sagen. Mit einem Satz ist er an der Tür.

Klar, kalt, von Sternen übersät wölbt sich der Himmel über ihm. Im Osten dämmert es schon. Auf den Bergen glitzert der Schnee.

Mit drei langen Sprüngen ist er in der Zentrale, reißt die Hörmuscheln an den Kopf — — lauscht.

Neben ihm sitzen die Leute ruhig an den Apparaten, drehen an Messingschrauben, schieben Tabellen hin und her, tippen lautlos Zahlen und Zeichen auf die Fernschreiber. Auf einem großen Tisch, auf einer von unten matt beleuchteten Glasplatte, die mit einem engmaschigen, rechtwinkligen Liniensystem überzogen ist, bewegen sich langsam je ein roter und ein grüner Lichtpunkt schräg über das Quadratnetz. Dicht neben dieser Platte ist eine große Landkarte in den Tisch eingelassen, über die der messingne Arm eines Zeigers in Zickzacklinien ganz langsam weitergleitet. An jeder Ecke dieser gebrochenen Linie verweilt er für kurze Zeit, dann leuchten auf einer schmalen Glastafel in roter Schrift Namen, Nummern und Zeichen auf.

Diese seltsamen, für einen Laien vollständig unverständlichen Geräte und Handhabungen stellen aber das raffinierte System einer Horchanlage dar, durch das die einzelnen Kommandostellen der Luftverteidigungsanlagen eines angegriffenen Gebietes vom Nahen eines feindlichen Fluggeschwaders, seiner Stärke, der jeweiligen Flughöhe, Flugrichtung und Geschwindigkeit unterrichtet werden, das außerdem noch die Alarmbereitschaft der angerufenen Stellen und den Beginn ihrer Abwehrtätigkeit anzeigt. Der Raum, in dem diese hochempfindlichen Instrumente stehen, ist tief unter der Erde. Ueber dem Boden aber stehen die Aggregate der schwenkbaren Horchtrichter. Da aber auch die ausgeklügelste Feinmechanik kein Gehirn hat und nur das ausführt, wofür sie geschaffen wurde, sind die Hörmuscheln vorgesehen, in denen man — vielfach verstärkt — die Motorengeräusche selbst abhören kann. Ein erfahrener Hörer ist imstande, sich aus diesen Tönen ein Bild über die Lage zu machen, ohne die mechanischen Aufzeichnungsgeräte zu Hilfe zu nehmen. Witterungseinflüsse und andere nie ganz zu beseitigende Fehlerquellen der Uebertragungsapparate können so berichtigt werden.

„Donnerwetter," entfährt es dem Ingenieur, „das müssen ja Hunderte sein. Und Riesenkähne sind dabei!"

Ein Blick auf die Glastafeln zeigt ihm, daß die Geschwader in ganz verschiedenen Höhen, weit auseinandergezogen, von Osten und Südosten herankommen.

Er ahnt, daß sich heute über Naphtadar, Werchne-Udinsk und über die ausgedehnten Industrieanlagen ein Gewitter von bisher noch nicht erlebten Ausmaßen zusammenzieht.

Der Führer der japanischen Angriffsgeschwader muß über ganz besondere Wettermeldungen verfügt haben. Denn während über der Gegend um den Baikalsee und östlich davon der Himmel plötzlich aufgeklärt hat, schneit es im Süden in den Bergen noch unentwegt.

*

Auf dem Flugplatz in Urga, der genau 400 Kilometer Luftlinie von Naphtadar entfernt liegt, gelangen auch die Meldungen der Horchzentrale.

Aber sie gelangen aus unbegreiflichen Gründen nicht sofort zu Bars.

Hier schneit es noch heftig, die Flieger schlafen wohl noch alle. Vielleicht, daß deswegen eine Weitergabe der Meldungen unterblieb. Erst durch eine Anfrage des Generalkommandos, fast eine Stunde später, wird alarmiert. Doch ist auch jetzt an einen sofortigen Start des Geschwaders nicht zu denken. Mit allen Maschinen durch die dicken Schneewolken zu stoßen, ist trotz aller Vorrichtungen für Blindflug ein zu gewagtes Unternehmen. Ueberdies soll das Geschwader erst auf ausdrückliche Anforderung der bedrohten Gebiete eingesetzt werden. Durch die Erfahrungen mit den letzten großen Luftangriffen der Japaner gewitzigt, rechnet der General mit der Möglichkeit eines gleichzeitigen Unternehmens gegen Urga.

Inzwischen krachen am Baikalsee die ersten Granaten der Abwehrgeschütze, entwickeln sich die ersten Luftkämpfe der beiderseitigen Schutzstaffeln.

Das Ueberraschende bei diesem Angriff ist nicht die anscheinend außerordentlich große Zahl der eingesetzten Maschinen, ist nicht ihre enorme Tiefenstaffelung, auch nicht die Exaktheit ihrer Formierung, es ist die ungeheure Höhe, in der die ersten Geschwader erscheinen. Mit bloßem Auge überhaupt nur als ein manchmal da oder dort aufblinkender Schleier am Himmel sichtbar, dem menschlichen Ohr nur als ein ganz feines Summen wahrnehmbar, in fast 10 000 Meter Höhe naht sich der Feind! Für die Abwehrgeschütze so gut wie unerreichbar, hoch über der höchsten Drachensperre, kommt, dem Gros weit voraus, das erste Kampfgeschwader heran.

Aus den schnellsten und am stärksten bewaffneten Maschinen bestehend, scheint es die Aufgabe zu haben, ungehindert, mit voller Kampfkraft ins feindliche Hinterland zu gelangen, die dort zur Abwehr aufsteigenden Schutzstaffeln aus der Höhe herabstoßend aufzufangen und abzulenken. Man weiß, daß ein solches japanisches Geschwader nicht an einen Rückflug denkt. Es erkämpft den tiefer fliegenden Bombengeschwadern den Weg zu ihrem Ziel, deckt deren furchtbare Arbeit und ermöglicht den Rückmarsch dieser Maschinen, die nicht so rasch wieder zu ersetzende Millionenwerte darstellen.

Es opfert sich in rücksichtslosem Einsatz.

Es ist zehn Minuten nach 8 Uhr, die riesigen Entfernungsmesser auf den Höhen von Werchne-Udinsk messen die erste Welle der feindlichen Kampfgeschwader mit 9400 Meter relativer Höhe, die Lage der höchsten Sprengpunkte der Flakbatterien mit nur rund 9000 Meter.

Die eigenen Jagdstaffeln von den Flugplätzen des bedrohten Gebiets — die schnellsten und steigfähigsten Maschinen, über die Rußland verfügt — nähern sich jetzt dem Gegner.

Der Luftschutzkommandant stoppt das vorläufig nutzlose Abwehrfeuer seiner Batterien — sie werden später lohnendere Ziele haben —, läßt durch Spezialflugzeuge und Bodengeräte das ganze Gelände einnebeln.

In kurzer Zeit ist der glasklare Morgenhimmel in weiße Wolkenschleier gehüllt, in denen die aufgehende Sonne ertrinkt. Ueber Städte und Fabriken wälzt sich der künstliche Nebel. Hoch oben aber, in strahlender Sonne, verbeißen sich die großen Vögel in erbittertem Ringen. Durch die Städte, Fabriken und Bergwerke heulen ununterbrochen die Sirenen.

Mit Luftschutzpersonal und Entgasungsgeräten gefüllte Lastwagen rasen durch die Straßen zu ihren Bestimmungsorten. In die Schutzkeller und Unterstände stürzen entsetzt die Bewohner und die irgendwie entbehrliche Bedienungsmannschaft der bei Tag und Nacht laufenden Maschinen und Apparate. Wer sich nicht verkriechen kann und auf seinem Posten ausharren muß, legt in höchster Eile den Gasschutzanzug an, stülpt den Gashelm auf den Kopf und verrichtet in dieser grotesken Vermummung weiter seine aufopfernde Tätigkeit. So stehen viele in den Fabriken und den Betrieben und erwarten das hereinbrechende Verhängnis.

8 Uhr 47 meldet Bahnhof Werchne-Udinsk der Zentrale die ersten Bombeneinschläge: „Brisanzgranaten, weit verstreut, anscheinend noch wenig Gas, Wirkung auf Gleisanlagen und Bauten wegen starker Rauchentwicklung nicht zu erkennen."

8 Uhr 49 das Elektrizitätswerk an der unteren Selenga: „Einschläge schwerster Kaliber im Umkreis des Werkes, Anlagen selbst noch nicht getroffen."

8 Uhr 50 meldet Naphtadar, Bezirk 7: „Gas".

Und nun bricht die Hölle los.

Durch die künstlichen Nebel herab läßt der unsichtbare Feind seinen Todesregen auf die Stadt niedersausen.

Mit pfeifenden, jaulenden und zischenden Tönen kommt es herab, mit ohrenbetäubendem Krachen krepieren die alles zerschmetternden Brisanzbomben, mit dumpfem Ton fahren die Gasbomben und die großen entsetzlichen Gastorpedos auseinander, klatschend und spritzend die Brandgeschosse.

In wenigen Minuten liegen ganze Häuserreihen in Schutt, brechen Hallen und Lagerhäuser in wirbelndem Brand zusammen, explodieren Gasometer und Oeltanks. Ungenügend gedeckte und gesicherte Keller, Unterstände und Zufluchtsräume werden durchschlagen, die Menschen darin zerfetzt, vom Gas qualvoll erwürgt und vom Feuer verbrannt.

Der krachende, würgende, flammende Tod springt dahin und dorthin, wahllos zerschlägt er Hütten und Verwaltungspaläste, Fabriken und Krankenhäuser, Betsäle und Vergnügungslokale. Dort begnügt er sich mit einer Ecke und dort nimmt er das Ganze mit, hier läßt er keinen Stein auf dem andern, und hier springt er unberechenbar über Dach und Mauer ohne zuzufassen.

Am großen Platz vor dem Verwaltungsgebäude des Oeltrusts, das mit seinen zerspaltenen, geborstenen Betonwänden, seinen zersplitterten Fensterreihen nur noch eine rauchende Ruine ist, steht unberührt eine der großen Alarmsirenen. Unentwegt gellt ihr Heulen durch die zusammenstürzende Stadt. An der Ecke der Leninskaja liegen die ausgebrannten Trümmer eines Bereitschaftswagens des Luftschutzes. Seine Bemannung sind bis zur Unkenntlichkeit verkohlte Leichen.

Quer über die Straße hinunter zum Bahnhof, der merkwürdigerweise nur gering beschädigt ist, dann über die Lagerschuppen nud Depots hinüber zu den ausgedehnten Werkstattanlagen läuft ein breiter Streifen restloser Vernichtung. Oestlich vom Bahnhofsplatz, wo die vielen kleinen Holzbuden der Händler, die Kneipen und Teestuben standen, lodert flackernder Brand. Weiter hinauf, am Platz der Arbeit, ist das Gewerkschaftshaus und der danebenliegende Kinopalast eine einzige Feuersäule. Das Denkmal Lenins ist von einer Bombe schwersten Kalibers am Sockel getroffen in tausend Atome zerspritzt. In dem riesigen Trichter wallen giftgelbe Gasschwaden hin und her. Ueber dem ganzen Viertel liegt schwarzbrauner Qualm, der von immer neu entstehenden Bränden genährt wird.

Das große Knappschaftskrankenhaus mit den gläsernen Liegehallen auf der Höhe ist mitten durch aufgespalten. Das Altersheim daneben fast völlig unberührt. Nur die Fensterscheiben sind vom Luftdruck zertrümmert.

Weiter den Hang hinauf ist der neu angelegte Park und der spärliche Wald zersplittert, zerhackt, wie von Riesenhand umgelegt. Eine Unzahl von Bomben muß hier niedergegangen sein.

Ein Blick von hier oben hinunter auf die Stadt ist ein Blick in die Hölle. Aus jammervollen Trümmern quillt unaufhörlich Brand und Rauch, zucken Flammengarben auf und fahren Explosionen hoch. Und noch immer wühlt der rasende Tod in der gemordeten Stadt. Noch immer regnet der Himmel Verderben.

Der beste Schütze im Regiment

Von Klaus Hellmut

„Tja, mit dem Hasenfell, das da neben der alten Militärmütze und einem Paar Achselklappen hängt, hat es sein gewisses Bewenden.“ Papa Geisenack sprach im gedehnten Thüringisch immer gern davon. „Das stammt nämlich noch aus meiner Unteroffiziers-Laufbahn und hat mir einen bösen Augenblick verursacht — nämlich als Scheibe — — tja.“

Geisenack war einst ein großer Jäger vor dem Herrn und in seiner Dienstzeit der beste Schütze im Regiment. Als Rekrut, beim ersten Schießen, schoß er besser als alle anderen, was ihm außer dem Lob des Hauptmanns einmütigen Groll seiner Kameraden eintrug. Sein Unteroffizier sagte ironisch:

„Na, da haste bloß reingemuckt, Kerl! Bild' dir bloß nischt ein! Dusel haste gehabt! Ganz ausverschämten Dusel!“

Rekrut Geisenack erwiderte vorschriftsmäßig: „Jawohl“ und unterließ es, vom väterlichen Gut und der großen Jagd, unten an der bayerischen Grenze, wo er als bester Jäger galt, zu sprechen. Im übrigen blieb er sich gleich im Schießen, d. h. er „muckte weiter rein“ und hatte ewigen „Dusel“.

Als Unteroffizier schoß er den andern bei allen Preisschießen die besten Preise weg. Damit mußte man sich abfinden, denn Geisenack war nicht nur der Stolz der „Sechsten“, sondern das Schießwunder des ganzen Regiments. Der Hauptmann drückte manchmal beide Augen und noch mehr zu, wenn sein Liebling etwas ausgefressen hatte. So einmal bei einem großen Schießen, wo Geisenack als Schießunteroffizier fungierte; da fand der Kompagniechef (eine Viertelstunde nach Schießbeginn!) weder die Scheiben aufgebaut, noch die Schießabteilungen am Stand. — Der Herr Schießunteroffizier mußte erst aus der Kantine geholt werden. Als der Hauptmann Meldung verlangte, meldete er mit eiserner Stirn, daß „alles in Ordnung“ sei. Der Hauptmann deutete nach vorn: „Es sind ja nicht einmal die Scheiben eingebaut!“

„Jawohl, Herr Hauptmann, die Scheiben noch nicht!“

Strafe war Geisenack sicher; da er wieder ganz hervorragend schoß, zerschmolz des Hauptmanns Zorn.

Schlimmer stand es kurz darauf auf dem Truppenübungsplatz, beim Gruppenschießen. Der Brigadekommandeur aus Erfurt wohnte der Schießübung bei.

Geisenack war Gruppenführer. Und selbstverständlich hatte der Hauptmann den Oberst und dieser den hohen Herrn bestimmt, hinter Gruppe Geisenack Aufstellung zu nehmen. Aber die Leute waren nervös durch die vielen hohen Vorgesetzten und schossen herzlich schlecht.

Der Oberst schien bereits unwillig, da der hohe Herr neben ihm die Stirn zu runzeln begann. Da nahm Geisenack sein Gewehr; 450 Meter freihändig. Bardautz! Die erste Tonscheibe war zersprungen. Beim zweiten Schuß die zweite. Und so fort — jeder Schuß ein Treffer.

„Donnerwetter!“ erkannte der hohe Herr aus Erfurt an. Worauf der Oberst stolz erklärte: „Mein bester Schütze! Schießt jeden ersten Preis! Sicher wie noch nie einer.“

Unteroffizier Geisenack lag mit rotem Kopf neben seiner Gruppe. Er vergaß über das Lob seine dienstliche Unbedeutendheit und „fühlte sich“, wie die Kameraden hämisch für diesen Zustand gesagt haben würden. Dagegen sah er, daß da vorn, dicht an den Scheiben, wo von rechts Verstärkungen gemeldet waren, ein Häschen auftauchte, stutzte und Männchen machte — —

In Geisenack erwachte der Jäger; ein Handeln von Sekunden; dann fuhr der Finger zum Abzug, drückte los, und der Hase machte einen raschen Salto mortale durch die Luft.

Die hohen Herren hatten den Vorgang in allen Einzelheiten beobachtet. Der Brigadekommandeur tippte, bevor Geisenack losdrückte, dem Oberst auf die Schulter und sagte: „Da sehen Sie — —“

Da krachte schon der Schuß. Unteroffizier Geisenack war blaß geworden. Er lag bewegungslos und ahmte den toten Hasen nach. Aber als der Oberst herantrat und fragte: „Was war denn das, Geisenack?“, konnte er sich nicht länger tot stellen, sondern mußte irgend etwas antworten.

„Ein Hase, Herr Oberst — —“

„Ein Hase?“

Der Hauptmann schwitzte. Der Oberst kaute am langausgezogenen Bart. Die anderen lachten hinter der Hand, zumal der hohe Herr aus Erfurt. Dieser fragte endlich:

„Na, Unteroffizier, was dachten Sie sich denn bei dem Schuß? Dachten in der Hitze des Gefechtes — auch eine Scheibe, wie?“

Unteroffizier Geisenack war auf die Sprünge geholfen. Der Hauptmann atmete hörbar auf und machte ein weniger grimmiges Gesicht. Der Oberst ahmte ein Lächeln dem Brigadekommandeur nach.

„Jawohl, Euer Exzellenz! Eine Scheibe!“

„So!? — Na, es war aber keine! Holen Sie sie mal gefälligst.“

Geisenack stob davon, strich um den Hasen herum und suchte nach einer Scheibe, die zu finden natürlich nicht möglich war. Er schwitzte, obwohl er sonst so leicht nicht in Verlegenheit zu bringen war

„Na, bringen Sie nur Ihren Hasen, Unteroffizier!“

Geisenack brachte ihn. Er durfte ihn behalten. Weil er nach den vielen übrigen Scheiben auch diese, die ihm da ins Schußfeld geraten war, eiligst weggeputzt hatte.

Der Hauptmann nahm ihn freilich hernach ordentlich vor und sprach streng dienstlich von „grenzenloser Unverschämtheit“, „Blamage“, von Gefängnis wegen Wilddieberei und derlei ärgerlichen Dingen.

Und wenn Geisenack später davon erzählte, dann schmunzelte er immer und ahmte getreulich diese strenge Rede des Hauptmanns nach. Um mit einem liebevollen Blick nach einem bekümmerten Seufzer (der seinem Alter galt) zu schließen:

„Tja, mit dem Hasenfell, da hat es schon sein gewisses Bewenden — —“

■ Fröhliche Ecke ■

Vorgesorgt

Die Frau Sekretär Watzlinger ist eine prachtvolle Hausfrau und Gattin. O, was für ein Essen sie heute wieder auf den Tisch gebracht hat! Watzlinger stöhnt: „Ich hab mich übernommen, Erna — morgen werd' ich nichts essen können.“

„Recht so — morgen hab' ich Wäsche.“